



Abb. 2: Laichreifer Lachs. Flachrelief in Stein. Fundort: Höhle „Gorge d'Enfer“ (Dordogne, Frankreich). Über der Fettflosse ist der Stein ausgebrochen. Über der Rückenflosse magisches Zeichen unbekannter Bedeutung. Man beachte die fünf Löcher hinter dem Kiemendeckel: der Fisch war gespeert worden, die Löcher sind die Wundmarken.

Auch das Meer, in das sie flossen, war erheblich kälter als heute.

Der sorgfältige Steinzeitkünstler hat uns bei dem Abbild des Lachses aber noch etwas hinterlassen, was sicher kein Zufall ist: Der abgebildete Lachs ist ohne Zweifel laichreif. Auch vor etwa 15.000 Jahren standen also die Menschen aufmerksam an den Flüssen, wo

die Lachse zum Laichen erschienen. Das Erscheinen des Lachses war für sie ein wirtschaftlich wichtiges Ereignis im Laufe des Jahres, wichtig genug, um in den heiligen Zaubertönen den laichreifen Lachs abzubilden und ihn in uns fremden und unbekanntes Zeremonien beim Schein flackern der Späne magisch zu beschwören.

Fischer plaudern und berichten

Vorbemerkung: Im letzten Heft unserer Fischereizeitung wurde mit dieser neuen Rubrik begonnen. Es sind inzwischen wieder einige Artikel, die wir nachfolgend bringen, eingegangen. Insbesondere Herr Hadek, der schon im letzten Heft Wertvolles beitrug, hat sich wieder eifrig, das heißt, mit mehreren Beiträgen beteiligt, von welchem

wir in diesem Heft einen weiteren bringen. Die übrigen sind der ganze Rest dessen, was sonst in den letzten Monaten einlangte. Es ergeht deshalb an alle Leser noch einmal die Bitte zur Mitarbeit; diese Bitte möchte ich mit der weiteren verbinden, im Aprilheft nachzulesen, was ich in der Einleitung gesagt habe.

Dr. E.

Forstrat Dipl.-Ing. BERNHARD HANREICH, Sieding-Stixenstein

Mit der Rolle in der Rocktasche?

Untermaßiger Ehrgeiz in manchen Belangen meines Lebens und die Folgen davon verursachten ein ausgleichendes Verlangen, wenigstens in Einem Vollendetes zu leisten, nämlich beim Angeln. Das Bedürfnis, die hier

eingebildete Vollkommenheit zu wahren, wehrte sich daher, als mir 1936 ein Angler an der Salzach zeigen wollte, wie ich eigentlich viel besser und müheloser werfen könne. Ich sah den Mann nur lächelnd an, setzte

die winzige Fliege mit einem besonderen Weitwurf auf die flache Strömung hinaus, sah sie mit Freude nach einer kleinen Aufwölbung des Wassers nicht mehr und hatte auch schon nach Anhieb, Drill und Landung ein Argument in der Hand, silberig, stumm und doch beredt um zu bedeuten, daß ich gar keiner Belehrungen bedürfe. Der Andere lächelte freundlich zurück, empfahl sich und ging. Und daß ich das bewirkt hatte, war sehr, sehr schade, denn jener Fischer war Charles Ritz.

Um 23 Jahre älter geworden, las ich dann in Ritz's „*Erlebtem Fliegenfischen*“, daß der Verfasser mit seinen 60 Jahren glaube, er habe noch allerhand zuzulernen! Natürlich hielt ich mich nun an dieses Rezept und konnte beginnende körperliche Mängel durch Gelerntes weitgehend ausgleichen. Alles Gelesene habe ich erprobt und so komme ich auch zu der Behauptung, daß die Rolle hinter der Hand des Fliegenfischers kein Gegengewicht, sondern vielmehr ein durchaus nachteiliger Ballast sei; daß genau genommen der Wurf mit der Rolle in der Rocktasche der Idealfall wäre. Wobei freilich an eine faktische Durchführung kaum gedacht worden sein mag!

Mit der Rolle in der Tasche versuchte ich es mit verschiedenen Fliegenruten. Mit einer 22 dkg schweren fühlte ich eigentlich keine Erleichterung. Hier habe ich fast das Gegengewicht der Rolle vermißt. Mit einer 115 g wiegenden Gerte (Hohlglashandteil mit gespließter Spitze) merkte ich aber eine früher ungekannte, geradezu lebendige Geschmeidigkeit und Kraft. Ich fühlte die maßgeblichen Momente der Bewegungen von Gerte und Schnur, die zugunsten des guten Wurfes weitgehend benutzbar waren. Ich erkannte, wie die Gerte weit besser in der Hand liegt, wenn man sie ganz unten anfassen kann und bemühte mich, diese Vorteile auch für das Fischen zu sichern. Es mußte etwas gefunden werden, um die Rolle vom Stock wegzubekommen!

Die bisherige Lösung des Problems ist folgende: eine automatische Rolle fegender Ausführung wird mit zwei gekreuzten starken Gummiringen an einem Leibriemen befestigt. Der Bügel, der den Schnuraufzug auslöst,

wird ganz zur Schnurtrommel hin verstellt. Der Riemen mit der Rolle wird nun so umgeschnallt, daß die Rolle mit der Schnuröffnung nach abwärts genau unter die rechte Achselhöhle zu stehen kommt. Die Hüfte stützt so die Rolle, der Ellenbogen aber kann den Schnuraufzug leicht betätigen. Ich habe eine Martinrolle und eine nicht mehr appolonische Taille.

Mit dieser Anordnung kann ich sehr gut werfen, Schnur abziehen, schießen lassen, drillen, landen, und ich konnte sogar die Gerte hinwerfen, um den großen Fisch, der im letzten Augenblick loskam und noch ganz benommen im seichten Uferwasser stand, mit beiden Händen zu greifen. Auch beim Waten und beim Sichdurchwinden durch Büsche ging alles gut, nur mußte ich mich erst an das grundsätzliche Gefühl gewöhnen, daß die Gerte eben mit meinem Körper verbunden sei. Seither habe ich an meiner leichtesten Gerte die Rollenhalteringe weggegeben und den Griff halbkugelförmig abgeschliffen, so daß er gut in der Hand liegt. Die Hand ruht aus, wenn man die Rute wechselnd etwas weiter oben oder ganz unten, sozusagen in der Hand hält.

Bei all dieser Brauchbarkeit ist das mit der Rolle am Gürtel aber ein Ersatz. Die Gerätefabriken aber können Rollen bauen, die konstruiert sind, daß sie an der Hüfte getragen werden können, und früher oder später werden sie es auch tun! Diese Rollen sollten eine viel größere Schnurtrommel haben, sie sollen flacher gebaut und sie müssen durchaus nicht mehr rund sein. Die Lage der Schnuröffnung und den Sinn der Aufspulung wird man wohl zu überlegen haben. Gewiß kann man es so einrichten, daß man die Rolle jetzt wirklich in die Rocktasche stecken kann, aber es mag oft unlieb-sam sein, ihretwegen einen Rock tragen zu müssen.

Mancher, der die Geduld aufbrachte, bis hierher zu lesen, wird nun sagen, er sei mit dem Bisherigen gut ausgekommen und bedürfe keiner Neuerungen; wichtiger als derartige Neuerungen wären ihm die Fischwässer und -bestände, so wie sie einmal gewesen sind. Dieser Auffassung trete ich nicht entgegen! Alle meine Geräte und das Auto

würde ich gerne hergeben, bekäme ich dafür ein Paar Zauberstiefel, mit denen es sich zuweilen in vergangene Zeiten zurückwaten

ließe um dort noch einmal zu fischen, und sei es nur mit Haselgerte, Hanfschnur und Roßhaar.

Amtsrat HINTERBERGER, Grieskirchen:

Fischverhalten bei Gewitter

Zum Artikel von Herrn Franz Ammersdorfer im Heft 1/1959 „Warum beißen die Fische nicht?“ gebe ich die folgende eigene Beobachtung bekannt:

Mitte Juli 1957 war ich bei einem Jagdfreund zu Gast. Die Frau des Hauses und die 18jährige Tochter waren bemüht, uns 5 Jägern den Abend mit besonderen Leckerbissen möglichst angenehm zu gestalten. Auch aus dem Inventar im Keller mußten 4 Flaschen Wein abgebucht werden.

Später brodelte die Mocca-Maschine und vom duftenden Kaffee wurde reichlich Gebrauch gemacht, um wieder frisch zu werden.

Um 2 Uhr früh erreichte ich meine Wohnung. Der Mocca hatte zu gründlich aufgefrischt und der Schlaf wollte sich nicht einstellen.

Um 3 Uhr ging ich ans Fenster, es war eine klare Nacht und es bestand kein Zweifel, daß der Tag wieder sonnig und heiß werden würde.

Ich nahm mein Fischzeug, bestieg das Motorrad und fort ging es zum Wasser eines alten Bekannten. In seinem Hause war noch alles im tiefsten Schlummer. Ich klopfte ans Fenster und gab mich zu erkennen. Er sagte: „Ich wünsch' Dir ein Petri Heil, ich bleib' heut' noch länger liegen, weil ich auch erst zwei Stunden im Bett bin.“

Ich begab mich sogleich ans Wasser und an jene Stelle, wo ich vor 14 Tagen einen kapitalen Hecht gesichtet hatte. Eine dünne Nebeldecke lag im Morgengrauen auf der etwa 2 km langen Fischwasserstrecke und der Wald auf dem Kamm wurde bereits von den ersten Sonnenstrahlen beschienen.

Ich hatte mehr als 2 Stunden am Wasser gestanden kein Anbiß. Ich wechselte den Köder und machte zuletzt einen Versuch mit dem Blinker aber ohne Erfolg.

Dann ging ich zum unteren Teil, wo das Wasser zwischen Felsen und Geröll einen

schnellen Lauf hat. Aber auch an diesen Stellen war kein Fisch zu sehen. Von ferne hörte ich schwaches Glockenläuten. Ein Blick auf die Uhr zeigte, daß es bereits Mittag war.

Ich tauschte meine Kleidung mit der Badehose, und nach dem Bade machte sich auch der Hunger bemerkbar. Auf einer Steinplatte, welche von einer überhängenden Buche beschattet wurde, nahm ich mein Mittagessen ein. Dazu trank ich eine Flasche lauwarmes Bier, welches auch nicht dazu beitrug, meine bereits auf Null gesunkene Stimmung zu verbessern.

Als sogenannter „Schneider“ wollte ich nicht heimwärts fahren und nahm deshalb meine Rute wieder in die Hände. An einer Stelle zwischen 3 bis 4 m hohen Felsblöcken, wo sich das Wasser in vielen Jahrhunderten eine tiefe Rinne geschaffen hat und unterhalb ein kleines Becken bildete, sah ich eine mittelgroße Barbe.

Ich widmete meine ganze Aufmerksamkeit diesem Fisch. Plötzlich blitzte es und kurz darauf folgte ein Donnerschlag. Ich hatte es übersehen, daß über dem hohen dichtbewaldeten Bergrücken ein Gewitter im Anzug war. Was tun? Zu jedem Haus flußauf oder flußab war mehr als 1 km Weg. Ich sagte mir: „Es wird dich nicht erschlagen“ und blieb.

Das sogenannte „trockene Gewitter“ schob sich über den Bergrücken ins Tal. Es regnete spärlich und kaum fünf Minuten.

Während Blitz und Donner ständig wechselten, waren überall Fische zu sehen, welche sich außergewöhnlich lebhaft auf dem Grunde wälzten.

Ich fing während des kaum einstündigen Gewitters elf Fische (Barben und Näslinge) im Gewichte von 16 kg.

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß einen Steinwurf unterhalb meines Angelplatzes ein guter Rehbock in der Strömung stand. Ich

war gerade damit beschäftigt, die tiefsitzende Angel aus dem Maul einer Barbe zu lösen, was mir schwer gelang. Dabei habe ich für die Beichte taugliche Worte kräftig ausgesprochen. Der Bock stand wie aus Erz gegossen, obwohl er mich längst eräugt und gehört hatte. Ich glaube, daß er während der

Mittagszeit seinen kühlen Einstand im Walde nur deshalb verlassen hatte, weil er sicherlich am Unterteil seines Körpers viele quälende Zecken hatte und diese ersäufen wollte.

Nachdem sich das Gewitter verzogen hatte, fischte ich weiter bis zum Sonnenuntergang, ohne noch einen Fisch zu fangen.

FRANZ HADEK, Vöcklabruck:

Die Freßstunde der Fische im Zellersee

Die eindrucksvollste Freßstunde kann man am Zellersee Mitte bis Ende April erleben. Ich will versuchen, dieses Erlebnis in Worte zu kleiden. Ich hatte in der Fischerhütte geschlafen und lag schon eine geraume Weile wach. Bald müßte es zu tagen beginnen, denn im nahen Dorfe krächten bereits die Hähne. Da war plötzlich auf dem Dache ein Schnarren zu hören. Leise zuerst, als stimme sie, dann immer lauter, begann eine Amsel ihr Morgenlied. Nun erhob ich mich aber doch und trat ins Freie. Recht dunkel war es noch, und die Amsel hob sich nur schwach vom Morgenhimmel ab. Empfindlich kalt war es auch, weit über dem Gefrierpunkt konnte die Temperatur nicht liegen. Ein ganz klein wenig ist es heller geworden und doch dauert es noch gut 15 bis 20 Minuten bis die Sonne über den Horizont lugen wird. Da ist plötzlich ein eigenartiges Geräusch vom See her zu hören, das ich mir nicht gleich erklären kann. Doch wie ich näher zum Wasser gehe, sehe ich, daß es von unzähligen Fischen verursacht wird, die ununterbrochen etwas von der Wasseroberfläche wegholen. Nun ist es endlich heller geworden, so daß man fast das jenseitige Ufer sehen kann. Der ganze See ist in Bewegung. Es gibt keinen m² auf der Wasseroberfläche, wo nicht gleichzeitig ein paar hungrige Mäuler herausgegriffen hätten. Ich beuge mich ein wenig herab und jetzt kann ich auch sehen, was die Fische aufnehmen. Millionen kleine Eintagsfliegen treiben auf dem Wasser, so als hätte sie die Vorsehung darüber hingestreut um den hungrigen Fischen die Magen zu füllen. Am vorherigen Tage, als die Sonne warm schien, waren sie geboren worden, zuerst Hunderte, dann Tausende und immer mehr. Sie hatten alle Liebes- und Lebensfreuden genossen,

hatten für die Fortpflanzung gesorgt, nichtsahnend wie nahe gerade bei ihnen Leben und Tod lag. Viele waren den Vögeln zum Opfer gefallen, aber als es Abend wurde flogen noch Millionen dem See zu, in der Hoffnung, die gespeicherte Wärme im Wasser werde sie vor dem Ärgsten bewahren. Während der Nacht waren schon viele kraftlos in das Wasser gefallen. Gegen Morgen war die Luft am kältesten, dem auch die unentwegtesten nicht gewachsen waren und bald war der See ganz dicht mit den Leibern der toten Fliegen bestreut. Und nun trieben sie dahin, bis der Morgen zu grauen begann. Jetzt waren sie gegen den hellen Himmel zu sehen und alle Fische, die bei Nacht nur bedingt herumziehen, traten zum großen Frühstück an. Vor allem Rotaugen, und die kleinen Döbel, die großen Döbel raubten lieber ein Fischlein; das war größer und man wurde schneller satt. Sogar Saiblinge und die kleineren Forellenarten beteiligten sich lebhaft an dem unverhofften Segen. Aber die Raubfische waren auch schon munter und so manches Fischlein, sehr vertieft ins Speisen, wurde selbst zur Speise. Endlich war die Sonne aufgegangen. Im offenen See war es jetzt ruhiger geworden, die größeren Rotaugen waren noch emsig an der Arbeit, kein Wunder, fast jeder Einzelne trug 2—3 Bandwürmer im Bauche, die die Nahrung mit ihnen teilten, da mußte man sich eilen, um satt zu werden. Soviel Kraft hatten sie auch nicht wie die Gesunden und so wurden viele von den Raubfischen geholt. Mutter Natur ist gütig und grausam, zugleich wie sie die Fliegen sterben läßt, um Millionen neuen Platz zu machen, so trifft sie auch hier eine natürliche Auslese und läßt vor allem das Gesunde und Starke bestehen.

A. LACKNER, Lienz:

Vorsicht beim Einhängen des Fischlagels

Günstige Witterung vorausgesetzt, ist hier in Osttirol die erste Septemberhälfte die beste Zeit zum Äschenfischen mit Heuschrecke tief. Der kühleren Nächte wegen läßt das kalte Gletscherwasser nach, das Wasser ist leicht angetrübt und die zweckentsprechenden Heuschrecken sind genügend vorhanden. So verabredeten wir zu Dritt an einem Sonntag nachmittag angeln zu gehen. Da wir nur eine Gastkarte zur Verfügung hatten und für zwei das Zuschauen doch zu langweilig ist, beschlossen wir, daß ich etwas früher anfangen soll und mich die anderen dann ablösen. Ich hatte für hiesige Verhältnisse besonderes Petri Heil, denn als nach ungefähr zwei Stunden die anderen nachkamen, hatte ich sieben, zum Teil recht schöne Äschen gefangen. Ich übergab nun das Gerät, hängte den Büttrich, wie man hier das Lagel allgemein nennt, in das Wasser und setzte mich an die Uferböschung, um einen kleinen Imbiß einzunehmen. War nun die Wasserstelle etwas ungünstiger oder ließ die Beißlust der Fische nach, jedenfalls hatten die beiden Kameraden vorläufig keinen Erfolg und waren schon eine Strecke der Drau hinuntergekommen, so daß ich es

für angebracht erachtete, mit dem Büttrich nachzugehen. Als ich zum Wasser kam, hatte ich den Eindruck, als wenn ein Fisch vom Büttrich heraus das Weite suche. Von böser Ahnung gedrängt, ging ich weit genug vom Wasser weg, um den Büttrich zu entleeren und nachzusehen, ob tatsächlich und wie viele Fische aus dem Büttrich entwischen konnten. Ich bemerkte nämlich, daß die Stellung des etwas leicht drehbaren Reibers wahrscheinlich durch die Wasserströmung verändert war und nicht mehr das Sieb abspernte. Und siehe da: Als ich zählte die Häupter meiner Lieben, sah ich zu meinem Schrecken, daß von den sieben, nur noch zwei übrig geblieben. Es war also die höchste Zeit, daß ich nachsah, um nicht trotz des günstigen Fanges Schneider zu sein. Die Tatsache, daß die Wasserströmung schon manchem Fischer den eingehängten Büttrich samt Beute fortschwemmte, war mir wohl kein Trost. Allerdings war ich um eine Erfahrung reicher, denn seit diesem Vorfall benütze ich zum Befestigen des Deckels und des Siebes am Büttrich ein ungefähr fingerbreites Stück von einem alten Autoschlauch, das ich durch die Traggurte um den Büttrich legte.

FRANZ HARTIG, Litschau

MIT VEREINTEN KRÄFTEN!

Die vom Verfasser des Leitartikels „Über die Bedeutung und Einrichtung von Tagungen“ in „Österreichs Fischerei“ Heft 2, 12. Jahrgang, gestellte Frage betreffs Erreichen des jeder Tagung vorgestellten Zieles, ist wohl sehr bedeutend und wichtig. Es soll im folgenden versucht werden, darauf — soweit die Karpfenzüchter zur Debatte stehen — eine Antwort zu geben.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Karpfenzüchter in Österreich, zwar organisiert waren, aber doch jahrzehntelang alleine gewirtschaftet haben. Unter „alleine“ ist ein Zustand zu verstehen, in dem jeder Teichwirt in seinem Bereich versuchte, probierte

und wirtschaftete, gestützt auf seine Erfahrungen und sein Gelerntes, seine Erfolge oder Mißerfolge aber ängstlich vor seinem Nachbarn hütete. Auch fehlte früher eine Zusammenarbeit, ein Beraten durch die Wissenschaft vollkommen.

Jeder Praktiker muß sich, und das gilt ja in allen intensiv bewirtschafteten Betrieben, im klaren sein, daß ohne Zusammenarbeit mit der Wissenschaft, kein entscheidender Erfolg erzielt werden kann. Aber auch die Wissenschaft, gerade in den land- und forstwirtschaftlichen Betrieben, die mit verschiedenen nur schwer faßbaren, oft gar nicht zu

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichs Fischerei](#)

Jahr/Year: 1959

Band/Volume: [12](#)

Autor(en)/Author(s): Einsele Wilhelm

Artikel/Article: [Fischer plaudern und berichten 60-64](#)